

Aus schweizerischer Dichtung

Autor(en): **Wernli, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 18

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Patriotismus zu erwecken; er wird ohne sie hervorgerufen, dafür aber dann auch um so echter sein.

Nun wäre noch ein Einwurf vieler Festspielfreunde zu erledigen, nämlich der, das Festspiel solle dem Beschauer die Geschichte seines engeren und weiteren Heimatlandes in ihren Höhepunkten durch aneinander gereichte lebende Bilder zur Anschauung bringen. Obschon ich nun der Ansicht bin, die dramatische Kunst habe eine andere Aufgabe, als die eines Geschichtsrepetitoriums zu erfüllen, so soll doch keineswegs bestritten werden, daß ein berechtigter Kern in dieser Forderung liegt, um so weniger, als sie sich mit den aufgestellten Grundsätzen recht gut in Übereinstimmung bringen läßt. Es ist ja nicht gesagt, daß ein solches Festdrama gleich ein fünftaktiges Stück sein muß, es können ja wohl auch zwei bis drei Ein- oder Zweiakter sein, so gut als wir auf der Kunstbühne neben den abendfüllenden Stücken die Ein- und Zweiakter haben. Denn nicht auf die äußere Umgrenzung der Form, sondern nur auf die künstlerische Durchdringung und richtige Gestaltung des Stoffes kommt es an.

Dies im allgemeinen meine Ansichten über das Festspiel. Selbstverständlich liegt es mir fern, die hier aufgestellten Thesen für die alleinseligmachenden zu halten. Sie sind nichts als das Resultat eines allerdings gründlichen Studiums der ganzen Materie, zu dem mich der Wunsch nach Verbesserung dieses so wichtigen Faktors in unserem Kulturleben trieb. Es wäre vielmehr zu begrüßen, wenn auch andere Meinungen laut würden; denn nur in der gegenseitigen un verhohlenen Aussprache, in der Friktion der Kräfte, klären sich solche Fragen völlig ab.



Aus Schweizerischer Dichtung.



Wirrnisse.

Von Fritz Wernli.

Vorbemerkung. In Heft 15, II. Jahrgang, der „Berner Rundschau“ wiesen wir mit großem, aber durchaus berechtigtem Lob auf die reizende Erzählung Fritz Wernlis hin. Es wäre schade, wenn das liebens-

würdige Büchlein der Vergessenheit anheimfallen würde, und deshalb bringen wir im folgenden das erste Kapitel, das ohne weiteres verständlich ist, zum Abdruck, um möglichst viele zum Genuß des Ganzen anzuregen. Erschienen ist das hübsch ausgestattete Bändchen im Verlag von H. R. Sauerländer & Cie. in Marau.

* * *

I.



Es war im Jahre als man nach Gottes Geburt zählte fünfzehnhundertundeins, in der Fastnacht. Da herrschte in den Dörfern am Südabhange des Schwarzwaldes und im Frichtal große Fröhlichkeit. Die Schäden des bösen Schweizerkrieges von 1499 waren zum Teil gehoben und die verwüsteten und verbrannten Häuser wieder aufgebaut. Das vergangene Jahr war ein fruchtbares gewesen und die Herbstsaat bei günstigem Wetter unter den Boden gebracht worden, so daß man auf ein gedeihliches Keimen hoffen durfte. Kein Wunder also, daß die Bauernjungen und die Dirnen die schwere Not der täglichen Arbeit vergaßen und sich zu Spiel und Tanz rüsteten; auch die Alten wurden wieder jung und verloren gern für einige Zeit die Erinnerung an den großen und kleinen Zehnten und die harten Frondienste, und sie wandelten schweren Schrittes den Dorffschenken zu, wo die Dudelsackbläser und Zinkenisten einen erkledlichen Lärm mit ihren Instrumenten verübten.

Die größte Freude aber herrschte auf der Burg Wieladingen, auf starren Felsen hoch über der Murg gebaut. So finster und dräuend die schwarzen Mauern des trotzigen Turmes in die mit mächtigem Tannwald bewachsene Umgegend hinunterschauten, so heiter und freundlich blickten die Gesichter des darin hausenden Ehepaars, des edlen Herrn Gottschalk und seines Ehegesponnes, der Frau Barbara. Hatte doch ohne viel Beschwerden in der Burg soeben ein Mägdlein der Welt Licht erblickt und mit anhaltendem Geschrei begrüßt. Darob glänzte des Vaters Antlitz wie die Sonne am Mittag, und gar selig schaute die blasse Mutter auf das wimmernde Geschöpf. Das Köpfelein war dicht mit schwarzen Haaren bedeckt, und die Frau Hebamme vermeinte bei sich, solches deute auf künftige tatkräftige Lebensführung und nicht allzu sanftes Gemüt.

An diesem Tage brachten die Bauern die schuldigen Fastnachtsgaben, als da waren Hühner und Eier, in die Herrenburg. So vernahmen auch sie das glückliche Ereignis, und sie mochten dem Ehepaar den Nachwuchs gönnen, so ungerne sie auch ihren Tribut gaben. Doch ihre Laune ward besser, als der Maier mit nicht gar freundlicher Stimme den Auftrag des Herrn zu verkünden kam: ein jeglicher möge

sein Huhn und seine Eier wieder nach Hause nehmen und zur Feier des Tages für sich und seine Hausgenossen einen Braten und Eiertäsch dazu machen. Da entwand sich mancher rauhen Bauernkehle ein größender Ruf der Freude. Wenn er auch nicht fein tönte, so war er doch gut gemeint und kam von Herzen. Denn solche Gnade kam nicht oft vor. Ja — mehrere der Leibeigenen wußten von ehemaliger Härte und Unerbittlichkeit des Burgherrn zu erzählen, die namentlich damals blühte, als vor Jahren die Herrin zweien Sprößlinge zugleich geboren hatte, die aber das Licht der Welt nie erblickt, weil ihre Auglein bereits in Todesnacht erstarrt waren.

Das war für das Burgesinde und die untertane Bauersame eine schlimme Zeit gewesen. Der Herr ging finster und grollend einher und fing an, die Bauern zu schinden und schaben. Mit großer Strenge zog er alle Gefälle ein; wer nicht auf die Zeit seine Zinse brachte, wurde unnachsichtlich gebüßt, mit dem Gefängnis bedroht und sogar eingetürmt. Starb ein armer Bauer, so verlangte er das beste Gewand oder nahm der trauernden Witwe und den jammernden Kindern das Kühlein aus dem Stall; das war allerdings sein Recht.

Wenn Frau Barbara ihn milder zu stimmen suchte und von Ergebung in Gottes Willen sprach, dann fuhr er sie herbe an und sagte: „Hat der Herrgott im Himmel keine Milde gezeigt und ist grausam gegen mich gewesen, so soll auch von mir niemand Freude gewinnen!“ Also haderte er lange Zeit mit dem Allmächtigen, und es war nicht gut, um ihn zu sein. — Später war er ruhiger geworden. —

Jetzt war es anders. Wenn auch das kleine Wesen sich nicht als Stammhalter seines Geschlechts eingestellt hatte, wie er gehofft, so sah er doch mit freudestrahlendem Gesicht auf das Mägdlein hinunter und wunderte sich ob der tiefen Bläue der runden Auglein, die, wie es ihm schien, neugierig die Decke des Schlafgemachs musterten.

Damit aber die christliche Pflicht nicht verletzt werde, sandte er eilig den Vertrautesten des Gesindes mit den drei zahmsten Rossen seines Stalles gen Laufenburg, wo der dicke Statthalter, Herr Ulrich von Hapsberg, das Regiment führte. Der sollte die Patenstelle für sein Kind übernehmen; er schien ihm der geeignete Mann hiefür zu sein; denn er gedachte nach der feierlichen Taufe ein großes Gelage im engen Familienkreise zu veranstalten, und hiezu brauchte er jemanden, der den Kampf mit dem Markgräfler nicht scheute.

Herr Ulrich hatte seinen starken Leib nicht vom Wassertrinken. Gar manchmal hatten die beiden Kämpen im Herrenstüblein der Herberge zum Pfauen zu Laufenburg einander zugetrunken und sich die Zeit vertrieben mit Erzählungen und Erlebnissen aus dem verfloßenen Krieg und dem grimmigen Treffen bei Hallau, draußen im Klettgau,

wo sie sich mit den Schweizern gemessen und auch dem funkelnden Hallauerwein große Ehre angetan hatten.

Als Patin hatte er sich Jutta, des dicken Hapsbergs Muhme, aus-
ersehen, die dessen Wirtschaft in Stand und Ordnung hielt. Er liebte
ihr frischfröhliches Tun und Gebaren. Wenn er ihr lustiges Lachen
hörte, so taute seine Seele auf, und manchen Spaß hatte er an ihr,
wenn er sie so hänselte, daß ihre graublauen Augen zornig funkelten
und die Stirnlocken noch krauser wurden, als sie es schon waren. Jutta
mußte dabei sein, wenn es galt, sein Mädchen in den Schoß der christ-
lichen Kirche aufzunehmen, und er nahm sich vor, ihr beim Schmaus
manch einen Schabernack zu spielen, worauf alle schwer lachen könnten,
was dazu beitragen sollte, den Durst recht rege und ausdauernd zu
machen.

Endlich sollte der Pfarrer von dort mitgebracht werden. Der
Gottesmann war den weltlichen Vergnügen nicht abhold. Hatte er am
Tage seine priesterlichen Obliegenheiten in Treue erfüllt, so begab er
sich abends in das Haus der Standschützen, wo er gewöhnlich Fridolin
Wunderli, den Schulmeister der Stadt, traf, mit ihm manch kräftig
Wörtlein sprach, auch manch guten Zug tat. Er litt es, wenn der
Scholarch zuzeiten eine Behauptung zutage förderte, die keckerischen
Anklang hatte. Er suchte ihn eines bessern zu belehren, aber wenn der
Schulmeister sich nicht fügte, so blieben sie doch zufrieden miteinander.
Sie hatten ihre Gründe dazu. Der Herr Obervogt Ulrich, der ständige
Gast der Schützenherberge, war in Glaubenssachen wohl noch strenger
als der Pfarrer, und es kam öfters vor, daß sie mit vereinten Kräften
gegen den Gestrengen kämpfen mußten. Hatte dieser nach seiner Ansicht
einen geistigen Sieg davongetragen, so ließ er seinen Humpen gerne
mehrmals füllen und zwinkerte beweglich mit den Augen; war er jedoch
vom Gegner in die Enge gebracht worden, so beschränkte er sich auf
das gewöhnliche Maß und zog brummend davon. — Rache sinnend und
brütend schritt er der Burgmatt zu; bedachte unterwegs den Schul-
meister mit kräftigen Ausdrücken, wünschte ihm die Pest und den Ausatz
auf den Leib; wenn der Gescholtene aber tags darauf nicht unter dem
weithin schattenden Kastanienbaum saß, so war es sein erstes, daß er
die freundliche Wirtin ausforschte, ob dem verfluchten Ludimagister viel-
leicht etwas zugestoßen sei.

Herrn Gottschalks Knecht brachte die Einladung zur Taufe beim
Pfarrer und Paten vor, und sie ward bereitwillig und freudig auf-
genommen. Seine Rosse wurden fürsorglich untergebracht, und er selber
fand währschafte Verpflegung im Gesindehaus der Burg.

Der Pfarrer bereitete sorgsam die heiligen Geräte, die er zur
Taufe brauchte; Herr Ulrich kramte aus seiner Geheimtruhe ein goldenes

Schränklein hervor, das eine vortreffliche Reliquie beherbergte; er wollte es dem Täufling als Angebinde überbringen; die Patin stieß bis tief in die Nacht hinein auf ein flächsenes Tüchlein das blaue Blümlein Vergißmeinnicht und hüllte darein eine zarte güldene Kette mit einem Herzlein daran.

Unterdessen hatte Herr Gottschalk mit seiner Gattin lange Zwiesprache gehalten wegen des christlichen Namens, den die kleine Weltbürgerin bekommen sollte. Er meinte, das Kind müsse einen recht herrischen und dröhnenden Namen erhalten, damit jedermann schon daran merken könne, daß man mit dessen Trägerin sich keinen Spaß erlauben dürfe. Frau Barbara war aber zu Milde und Wohlmut geneigt und suchte in der Heiligenlegende nach dem süßesten und lieblichsten Namen, den liebende Eltern ihrem Kinde jemals gegeben haben konnten. Es kam zu keiner Einigung. Nach langem Hin- und Herreden und den mannigfachen Vorschlägen, die aber je einer Partei nicht behagten, kamen sie zu dem Entschluß, die Lösung der ihnen wichtig scheinenden Frage dem gelehrten Pfarrherrn zu übertragen, der das Richtige werde zu treffen wissen.

Am folgenden Morgen ritten beizeiten der Obervogt, die lachfrohe Jutta und der stattliche Pfarrherr über die Holzbrücke von Laufenburg. Mächtig schlugen die Hufe der drei Rosse auf die hölzernen Dielen, daß sie krachten und dröhnten; aber gewaltiger noch war das Rauschen und Tosen des Rheines, der auf seinem Lauf von Hohenrätien her alle Wasser aus dem Borarlberg, dem Hegau, Alettgau, dem Schwarzwald und aus dem Lande der Eidgenossen gesammelt und hierher geführt hat. All den Wasserschwall muß er hier durch ein enges, schwarzes Bett zwingen, und zornig schleudert er die grünen Wogen gegen das zackige Ufer, als wollte er die granitenen Felsenköpfe zerreißen und zersprengen. Wie grollender Donner erklang die Stimme des Rheines, und die Reitergesellschaft unterbrach die Unterhaltung, denn kein Wort war mehr verständlich.

Willig öffnete der Hüter des Eseltürleins die Pforte, und nun ging's langsam hinauf an der untern Mühle vorbei gegen die Burg Oftringen, die da stand auf zerrissenem, klotzigem Felsen fast lotrecht über der Stromschnelle, ein mächtiges Bollwerk für die mindere Stadt Laufenburg.

Darinnen hauste der edle Junker Diethelm mit seiner Gattin und einem achtjährigen Söhnlein Siegmund. Er hatte die Burg mit den umliegenden Dörfern von den Herzogen von Osterreich zum Lehen und führte ein fast freudenloses Leben; denn der schlimme Schwertstreich eines Schweizers hatte ihn schwer getroffen, und nimmer wollte die Wunde recht verharshen. Die Mutter war eine stolze, kalte Frau. Von

ihr hatte der Knabe trotzige, herrische Augen geerbt, die wuchtige Gestalt aber von seinem Vater. Der Schulmeister Fridolin Wunderli unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Wissenschaft, im Lesen und Schreiben. Er hatte zuerst einen schweren Stand mit dem Zögling; dieser zeigte oft störrischen Sinn und stampfte gern zornig auf den Boden, wenn der Schulmeister nicht wollte, wie er. Doch der ließ sich vom Troze des Junferleins nicht beirren, und der Knabe hatte als-gemach einsehen gelernt, daß seines Lehrers treue, blaue Augen durch die unheimlich glänzenden Brillengläser schärfer zu blicken vermochten, als er gemeint hatte, und daß Widerhaarigkeit nichts fruchtete. So war es allmählich dazu gekommen, daß, während das Burggesinde von seinem herrischen Wesen sich viel gefallen lassen mußte und er sogar gegen Vater und Mutter unbotmäßig zu sein sich herausnahm, der Knabe dem Schulmeister willig Gehorsam leistete. Er wußte, daß, wenn er seine Aufgaben erfüllte und sich die Zufriedenheit des Gestrengen erwarb, ihm dieser eine schöne Geschichte erzählen werde. Nichts hörte der Knabe lieber, als schöne Geschichten. Seine Augen funkelten, wenn er die wunderbaren Abenteuer des irrenden Odysseus und die Kämpfe des großen Alexander vernahm, aber nimmer und nimmer satt hören konnte er sich an den Taten, welche die edeln Burgonden in Ehelburg vollbrachten. Sei, machte ihm das ein Vergnügen, wenn er hörte, wie Volker und Hagen den Hunnen die Köpfe herunterhieben, daß im Königsjaale sich das Blut staute und er zu einem See wurde. „Wenn ich einmal groß bin,“ sagte der Junge, „so will ich auch so ein Niblung werden!“

Die Reisegesellschaft erreichte die Höhe des „Bückli“, und nun senkte sich die Landstraße den Dörfern Rhina und Murg zu. Die Morgensonne stand hell am Himmel und flimmerte über die noch tote Spätwinterlandschaft; ein herber Wind wehte von den mit Schnee bedeckten Höhen her und färbte die Gesichter der Wanderer röter. An einem solch heiterfrischen Morgen wird Geist und Sinn des Menschen frohgemut und zum Scherz aufgelegt; und wie die Lunge die Luft gierig in sich aufsaugt, so öffnet sich das Herz der fröhlichen Laune und reinigt sich von den Schlacken der übeln Langweile. Tutta ritt zwischen ihren Begleitern und war fast zu vergleichen mit einer rosigen Kirsche zwischen zwei überreifen Pomeranzen oder einem muntern Schwarzwaldbachforellchen inmitten zweier gefräßigen Hechte. Ihrer sonnenfreudigen Stimmung mußte sie Ausdruck verleihen, daher schlug sie den beiden Herren einen Trab vor. Zugleich traf die Reitgerte die Weichen ihres Tieres, das alsbald lebhaftere Gangart anschlug. Sei es aus Zufall, sei es aus Absicht, hatte der Schlag auch des Pfarrherrn Pferd getroffen, das nun ebenfalls mit lebhafterem Tempo einsetzte, zum nicht geringen Erstaunen

des Reiters. „Gemach, gemach, Herr Paroche,“ rief ihm der Obervogt nach, „die Teufelin will uns wohl zu Falle bringen! Hübsch langsam im Schritt, Hochwürdiger; hizig ist nicht wizig; die Närrin sammelt Stoff, um uns auszulachen!“ Der Pfarrer saß sich nach einiger Zeit wieder, brachte seinen Gaul in die alte ruhige Marschweise; denn er fürchtete für seine Heiligtümer, die er mit sich führte und auch ein wenig für seine eigene Person, sintemalen er schon lange Zeit nicht mehr die Reitkunst geübt hatte, wie dazumal, als er zu Basel die Gottesgelahrtheit studiert und nebenbei auch den Vergnügungen der Studiosi obgelegen hatte. Also ritten die Herren gemächlich nebeneinander und holten ihre Gefährtin erst in Murg ein, wo diese unter einer Schar Kinder hielt und ein ergötzliches Gespräch mit ihnen führte.

Jetzt bog die Straße in das enge, tiefe Tal des Murgbachs ab. Klar, daß man jedes Steinchen auf dem felsigen Grunde sah, floß sein Wasser; von Zeit zu Zeit wollten vom jähem Bergufer herabgestürzte Felsblöcke seinen Lauf hemmen, allein erfinderisch suchte und fand er seinen Weg um das Hindernis herum oder sammelte sich in Tümpeln, um hier so lange zu steigen, bis er sich über die Felsen herabstürzen konnte. In den durchsichtigen Lachen aber tummelten sich flinke Forellen und Egli, Leckerbissen, welche die zwei behäbigen Herren wohl zu schätzen vermochten. Wenig sprachen diese miteinander; die düstere Landschaft war nicht dazu angetan, zu heiterem Gespräch zu veranlassen. Der holperige Weg führte längs des Baches in der engen Schlucht zwischen jähem Bergwänden aufwärts, an diesen strebten trotz des nur spärlichen Erdreichs dunkle Tannenriesen empor, deren uralte Stämme von Flechten und Moos umspinnen waren, und auf deren weitem Ästedach noch die winterliche Schneelast lag. Kaum drang die Helle des Tages auf die Wanderer hinunter, und nur selten erscholl zum Zeichen, daß doch Leben in der Natur herrsche, mißtönig der krächzende Ruf von Elstern, Hähern und Krähen. Fast wie Befreiung aus beklemmender Enge schien es ihnen, als sie endlich den hoch über die Tannen hinausragenden Bergfried der Beste Wieladingen erblickten. Nicht mehr lange konnte es dauern, bis sie auf deren Höhe waren, um gastliches Obdach zu finden. Am rauschenden Strahlbruch und an der klappernden Lochmühle vorbei ritten sie bergan ans Tor der Burg. Schon mochte es die zehnte Stunde sein, als der Burgherr freundlichen Willkomm bot und die geladene Gesellschaft in die Herrenstube geleitete, die durch ein flackerndes Kaminfeuer wohligh erwärmt war. Im Nebengemach lag im breiten Ehebett Frau Barbara und hielt sorglich ihren künftigen Stolz an der Brust.

Der Pfarrer vernahm bald, welcher Entscheid ihm vorbehalten war. Lange sann er über die Namenfrage hin und her; die Mutter forschte fast ängstlich in seinen Zügen, und der Vater ahmte unwillkürlich

alle die Bewegungen des Sinnenden nach, der Haupt und Oberkörper wiegend und kippend vor- und rückwärts bog, die Lippen fest zusammenkniff und dann auseinanderschmalzte, als ob er küssen wollte. Das kam Tutta so ergötzlich vor, daß sie mit Mühe lautes Lachen unterdrückte, wobei sie nicht merkte, wie sie selber auch das Mienenspiel der Herren mitmachte und die verzwicktesten Grimassen schnitt, die dem Wippen und Schnalzen der beiden in nichts nachstanden.

Wenn am Morgen die Sonne sich von ihrem Lager erhebt, am Rande des Horizontes erscheint und höher und höher heraufsteigt, so wird der Himmel hell und immer klarer, also geschah es auch mit des Pfarrherrn Antlitz. Es verbreitete sich eine wohlthuende Heiterkeit über seine ganze körperliche Ausdehnung und die Lippen stellten das Schnalzen ein, worin ihm der Burgherr gehorsam nachfolgte. Dann begann der Pfarrherr: „Es ist ein gutes und heilsames Werk, genau in Betracht zu ziehen und nach allen Enden und Wegen zu untersuchen, welcher Name einem Kinde, so es in den Schoß der heiligen christlichen Kirche aufgenommen werden soll, beigelegt werde, da derselbige ihm verbleibt, ein Spiegelbild seiner Natur ist und nie und nimmer in dem Taufbuch ausgelöscht wird, auch wenn das Kreuzessignum des Absterbens dahinter zu stehen kommt. Wie die Seele im bessern Jenseits in Ewigkeit fortlebt, so bleibt auf Erden, wenn der Leib zu Staub und Asche zerfallen ist, sein Name bestehen und zeuget von ihm. Das habt Ihr, ehrenfester Herr Junker und wohlledle Frau Mutter, bedacht, seid aber zu keinem einmütigen Ratschluß gekommen, weil der Vater einen Namen wollte, der dröhnte wie ein Sturmgewitter im Hochsommer am Eggberg, die Mutter aber meinte, er müsse süß und milde sein, wie der Mondenglanz in der Mainacht. Derhalben habe ich mein Gehirn zersplittert, um zu suchen, was beiden Begehren genüge und ich finde und frage: Ist nicht der Bär, den die Römer Ursus nannten, ein mächtiges und kraftvolles Tier, das des edlen Weidmanns Herzfreude erregt, doch dem kloßigen Bauern Entsetzen einflößt? Und klingt nicht Ursus wie das Gebrumm seines Rachens und das Fletschen seines Gebisses? Ist aber nicht auch Ursula, die kleine Bärin, das Bärlein, ein Name, der mild wie Honigseim von den Lippen fließt, und wohl lautend ist, wie die Psalmen Davids, des königlichen Sängers? Und zudem; das neugeborne Kindlein wird den Schutz der Heiligen genießen, die mit elftausend Jungfrauen ehemals durch die Lande zog gen Köln, um den Martyrtod zu erleiden. Diese heilige Ursula und die ganze selige Heerschar wird das Mägdlein in ihren Schirm nehmen und aus ihren himmlischen Höhen herab des Kindes Schritt und Tritt beachten und behüten, auf daß es nicht strauchle und falle und der Satan ihm keine Stricke lege!“

Mit gehobener Stimme hatte der Pfarrer geendigt, und er fand allseitigen Beifall. Herrn Gottschalk behagte das Bärenhafte des Namens, Frau Barbara gefiel der Wohlklang, der Obervogt hatte Freude an der Menge der Schutzheiligen, und seine Ruhme meinte, das Kind werde gegen alle Augenbeschwerden gefeit sein, die man zu Lande „Urseli“ nannte, an denen sie selber unlieben Gedenkens öfter zu leiden gehabt.

Man konnte nun zu der feierlichen Handlung schreiten. Mangels einer Burgkapelle, und da andere Gelasse für den kleinen Täufling zu kalt waren, so sollte sie in der Herrenstube stattfinden. Die Hebamme breitete über den schweren Eichentisch ein feines Linnen und stellte das Silbergefäß mit dem Weihwasser darauf, der Pfarrer mit der violetten Stola ordnete daneben die Schale mit Salz und die Büchlein mit Chrysam und Öl. Die Glocke, welche gewöhnlich zur Mahlzeit rief, himmelte eifrig weithin durch die Luft, als wüßte sie, daß sie diesmal etwas außergewöhnliches und dringenderes zu verkünden hätte. Das Burggesinde trat auf dieses Zeichen im Feiertagsgewand ehrfürchtig in die Stube und ordnete sich zu beiden Seiten des Eingangs längs den mit dunklem Eichenholz bekleideten Wänden. Aus dem Schlafgemach aber trat mit der selbstbewußten Miene, die sie bei derartigen Anlässen ihrem Gesicht zu geben gewohnt war, die Hebamme mit dem wohleingewickelten Mägdlein auf den Armen, dahinter schritt das Patenpaar, ein Rhinoceros neben einer Gazelle. Vor dem Pfarrer angelangt, bezeichnete sich dieser mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach in feierlichem Latein: „In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti, Amen.“ (Im Namen † des Vaters, † des Sohnes und † des heiligen Geistes, Amen.) Darauf fuhr er fort: „Verlanget Ihr, daß dieses Kind getauft werde?“ Die Paten antworteten: „Ja!“ Und er: „Wie soll das Kind heißen?“ „Ursula,“ sprach die Patin. Nun hauchte der Geistliche dreimal auf das Gesicht des Mägdleins, um den unreinen Geist aus ihm zu vertreiben und machte das Kreuzzeichen auf seiner Stirn und Brust, auf daß es jetzt schon ein Tempel des Herrn werde. Die Hand legte er leicht auf des Täuflings Köpflein und betete leise zum allmächtigen, ewigen Gottvater, daß er das Kind in seinen Schutz nehme und die Schlingen des Satans zerreiße. In den kleinen Mund schob er ein Prischen geweihtes Salz als propitiatio in vitam aeternam (Gnademittel für das ewige Leben), und indem er beständig seine lateinischen Gebete murmelte, berührte er es mit der Stola und besprengte es mit Weihwasser.

Demütig knieten jetzt alle Anwesenden nieder, beteten ein Pater noster, Ave Maria und den Glauben, damit Gott der Allmächtige dem Kinde die Gnade der heiligen Taufe verleihen, es immer unter seinem allgewaltigen Schutz bewahren und endlich als einen Erben des Himmelreiches mit allen Auserwählten der ewigen Freude und Seligkeit teil-

haftig machen wolle. Der Pfarrer vertauschte sodann die violette Stola mit einer solchen von weißer Farbe, forderte die Paten auf, die Hand auf das Kind zu legen und in dessen Namen das Glaubensbekenntnis zu sprechen. Er salbte darauf die Brust des Täuflings mit dem heiligen Öl und goß dreimal das geweihte Wasser über das Köpfchen des erschauernden Mägdleins, das zu wimmern begann, während der Priester sprach: „Baptizo te in nomine Domini et Filii et Spiritus sancti, Amen!“ („Ich taufe dich im Namen des Herrn, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“) Mit Chrisma bestrich er endlich den Scheitel der kleinen Ursula, legte über das Kind ein feines, weißes Linnen und überreichte den Paten brennende Wachskerzen mit den Worten: „Empfange die brennende Fackel, halte unentwegt fest an der Taufe, beachte die Gesetze Gottes, daß, wenn der Herr zur Hochzeit kommen wird, du ihm begegnen kannst zusammen mit allen Heiligen in der himmlischen Halle, daß du das ewige Leben empfangest und lebest in saecula saeculorum! (in alle Ewigkeit!) — Ursula, geh in Frieden und der Herr sei mit dir!“ „Amen,“ ertönte von allen Seiten. Die Taufe war zu Ende, ein junges Wesen mehr gehörte zur Christenheit.

Dem ernststen, kirchlichen Teil folgte der heitere, muntere, der Taufschmaus. Mit Wohlbehagen setzte sich der Obervogt an den Ehrenplatz; ihm gegenüber lagerte sich der Burgherr, zur Rechten des Paten ließ sich Tutta nieder, und sie schaute dem Pfarrer ins Gesicht. Es begann ein weidliches Essen und Trinken. Schön geordnet auf breiter Schale erschienen rotgetüpfelte Bachforellen, blau abgefotten; nach kurzer Frist sah man auf den Tellern der Herren aber nur noch die weißen Gräte der trefflichen Fische. Dazu mundete der goldige Wein aus der Markgrafschaft vorzüglich, weshalb Klerus und Laien ihm lebhaft zusprachen. Auch die Patin mußte sich ihren Silberbecher nachfüllen lassen, da der Oheim ihr die weise Belehrung gab, daß Fische, auch wenn sie bereits im Magen seien, doch noch Drang zum Schwimmen hätten. Ein saftiger Rehziemer und die Seite einer jungen Wildsau erhöhten das Wohlbehagen der Gäste. Ihr Durst wurde nicht gelinder; scharfer Pfeffer und sonstige starke Gewürze trugen die Schuld daran, auch das Gespräch, das immer lebendiger wurde, je mehr die Tagesstunden vorrückten. Es war schier ein wunderbares Bild, als die Nachmittagssonne in die Stube drang und durch die aschblonden Kraushaare Tuttens auf das zufriedene Antlitz des Geistlichen prallte, während die von Wein und Unterhaltung lebhaft gefärbten Gesichter von Vater und Paten nur einseitig beleuchtet wurden. Hätte ein Maler diese sonderbare Lichtwirkung auf einem Gemälde angebracht, so würde er als Halbnarr verschrieen worden sein. Milder Sonnenschein grüßte auch in der Nebenküche die blasse, glückselige Wöchnerin und umwob das Köpflein Ursulas,

der kleinen Bärin. Mit der sinkenden Sonne ging das Gelage zu Ende, und man rüstete sich zur Heimkehr. Knechte führten die Pferde mit ihren Reitern den steilen Burgweg hinab in das abenddunkle Murgtal; dort überließen sie die Gesellschaft ihrem Schicksal. Schweigsam ritt sie ihre Straße. Ulrich von Hapsberg hatte fast verglaste Augen und starrte unentwegt nach dem Kopf seines starken Rosses; der Pfarrer lächelte und tat von Zeit zu Zeit einen saufenden Hieb durch die Luft, als stände er auf der Mensur und gedächte seinem Gegner eine Tiefquart beizubringen. Tutta schaute sehrend nach dem Himmel; sie träumte von einem Glück, das sie erhoffte und doch sich fürchtete, es zu erreichen.



Stimmen und Meinungen.*



Sherlock Holmes.

Eine Entgegnung von Dr. C. Did.



So ganz ohne Widerspruch sollte der Artikel des Herrn Preconi in der letzten Nummer der „Berner Rundschau“ nicht durchgelassen werden. Ingeniös ist er sehr, fast so fein eronnen wie die Geschichten Sir Arthurs; es ist nur zu befürchten, daß er Anklang finde, wie eben dieselben schönen Geschichten, so daß am Ende die Leute, die Sherlock Holmes daheim lesen und im Theater beklatschen, sich unter die Gebildeten zu zählen anfangen, anfangen, sich als die Tonangeber in Sachen des literarischen Geschmacks zu fühlen und aufzuspielen. Heute noch ist ihre große Bescheidenheit ihr großes Verdienst; sie begehren nicht, daß man ihren Helden preise; sie sind es zufrieden, wenn man sie gewähren läßt, nicht mit allzu rauhem Besen in ihr unschuldiges Paradies hineinfährt. Bis jetzt sind sie noch fast so harmlos, wie etwa die Zündhölzer in der Schachtel; gefährlich werden sie werden, sobald man ihnen heraushilft aus dem Dunkel. Denn die an Sherlock Holmes ihre Lust haben, sie

* Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger, sachlicher Weise abgefaßt sein und dürfen keine persönliche Spitze enthalten.